

Das Meer

Kaum war der Mann auf der Insel angekommen, ging er zum Strand. Er legte sich nahe am Wasser in den warmen Sand und streckte Arme und Beine von sich. Sanfte Wellen rollten auf dem Sand aus, liebkosten seine Füsse, flossen zurück. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf das regelmässige Kommen und Gehen des Wassers und auf das schwache Rauschen und leise dämmerte er weg. Rhythmus und Rauschen drangen allmählich in jede Zelle seines Körpers ein, bis er ganz Rhythmus und Rauschen war.

Das Rauschen schwoll an, wurde zum Tosen, die Wellen liefen schneller und weiter den Strand hoch. Sie umspülten die Knöchel des Mannes, dann die Waden, die Knie, den Körper, den Kopf. Er fühlte sich eins mit Erde und Wasser. Eine Welle hob ihn behutsam aus dem Sand und schaukelte ihn auf das Meer hinaus. Er fühlte sich getragen. Dann öffnete sich ein Wellental und er sauste hinunter. Eine Welle überrollte ihn, die nachfolgende hob ihn hoch und liess ihn einen Augenblick auf ihrem schäumenden Kamm reiten, dann schwemmte sie ihn über ihre Flanke in die Tiefe. Und wieder rauschte das Wasser über ihn hinweg, nahm ihn mit in die Höhe, liess ihn fallen. Er ergab sich dem wilden Rhythmus. Schliesslich ergriff ihn eine gewaltige Welle und warf ihn wie ein Stück Treibholz auf den Strand zurück.

Laudatio

zum Text von Katharina Neves »Das Meer«

Bei der ersten Durchsicht der Wettbewerbsbeiträge hat mich beim lesenden Treiben durch das Textgefüge ein kleiner erratischer Block irritiert, der mir in seiner Kürze und Geschlossenheit aufgefallen ist: in Blocksatz gesetzt, in zwei kleine Absätze gegliedert, simpel betitelt mit »Das Meer«.

Irgendwie ist mir der Text hängen geblieben, er wirkte nach und ich musste im Nachhinein zurückblättern, musste ihn – neben anderen Texten – wiederlesen, zwei drei Mal. Dabei ist mir aufgegangen, dass hier in kunstvoller Verknappung ein grosses Drama erzählt wird.

Dazu einige Beobachtungen:

Ganz harmlos beginnt der Text mit einem alltäglichen Ereignis: Ein Mann, kaum auf der Insel angekommen, geht zum Strand. Die Figur ist anonym, ein Mann ohne Namen tritt in die Geschichte ein. Und er legt sich gleich in den warmen Sand, streckt Arme und Beine von sich. Ein Bild des Wohlbehagens baut sich auf, eine Idylle am Meer. Verhalten personal erzählt kommen in der Folge sanfte Wellen dazu, die seine Füsse lieblosen – und der Mann gibt sich den Wellen hin, bald schon dämmert er leise weg. Dabei kündigt sich ein Subtext an, verbunden mit der unbehaglichen Frage, was dieses Wegdämmern wohl bedeutet.

Bereits im nächsten Satz dringt das Meer in seinem „Rhythmus und Rauschen“ in jede Zelle seines Körpers ein. Das weckt Aufmerksamkeit – und monoton wird die Alliteration von Rhythmus und Rauschen wiederholt, die nun aber bereits umfassend gilt: „bis er ganz Rhythmus und Rauschen war“.

Eine Vereinigung mit dem Meer? Ein ekstatisches Hochgefühl?

Ja und nein! Denn im zweiten Absatz verändert das Meer sein Wesen: aus dem Singsang von Rhythmus und Rauschen wächst eine magische Kraft. Das Rauschen des Meers schwillt an, es tost und steigert sich, schnell ist der Mann von den Knöcheln bis zum Kopf umspült, immer noch in einem harmlos daherrauschenden Sprachduktus erzählt. Schon kommt es zu einer Wende, indem eine Welle den Mann erfasst, diesen irritierend behutsam hebt und fast schon heiter auf das Meer hinaus schaukelt.

Der dramatische Einschnitt folgt unmittelbar, indem das bisher harmlos dargestellte Meer seinen Charakter verändert: Es öffnet sich ein Wellental und der Mann saust

hinunter. Hier bringt das Erzählen eine plötzliche Aussensicht ein, zur personalen Perspektive gesellt sich eine Erzählstimme, die den Mann begleitet – schon im nächsten Satz erscheint das Meer als unbändige Kraft: ein schäumender Wellenkamm, eine Flanke, dann die Tiefe. Und der Mann erhält zum letzten Mal eine Perspektive, indem er sich dem Rhythmus, der wild geworden, ergibt.

Mit dem letzten Satz kommt das Drama zu seinem abrupten Ende – eine gewaltige Welle wirft den Mann wie ein Stück Treibholz auf den Strand zurück. Als ein Stück Treibholz? Ja, als ein Stück Treibholz – und wir wissen alles, ohne dass es klar benannt wäre.

Der Subtext, der die Wellen des Meers begleitet, entfaltet sich am Ende als unbändige Macht der Natur, die den Mann als Ding gewordenen Treibholz an den Strand wirft. Damit wird die Ambivalenz des Textes offenbar: Das sanfte Meer, das den Mann unwiderstehlich angezogen hat, entpuppt sich als tödliche Energie, die ihn vernichtet.

Was zurückbleibt ist ein Leseglück, das über den Text hinausgeht.

Hier ist eine existentielle Erfahrung in äusserster Zurückhaltung Sprache geworden, nämlich die Erfahrung, dass den lieblich daher rauschenden Wellen des Meers eine lebenszerstörende Gewalt innewohnt, mehr noch: dass jeder Idylle eine Katastrophe eingeschrieben ist.

Damit ist dem Text eine Qualität gegeben, die ihn preiswürdig macht.

Zu dieser schönen Leistung in einer kleinen Prosaskizze gratuliere ich Katharina Neves ganz herzlich.

19. Mai 2014
Peter Morf